Fahrt ohne Ziel [Fortsetzung]

Autor(en): **Poltzer, Andreas**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 19

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-636972

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

So sprach eine Mutter und so denken viele, fast alle Mütter, die ihre Kinder bei sich oder in der Nähe haben. Aber es gibt viele, viele Mütter, die einsam sind. Einsam auch an diesem Tage, dem Muttertag, der auch ihnen geweiht ist. Darum soll man, an diesem Tage mehr als an allen anderen, an die alten Mütter denken, denen die Hoffnung ihres Alters geraubt wurde; an die einsamen, denen in jungen und liebesstarken Jahren das Liebste vom Herzen gerissen wurde; wir wollen auch an die Kinder denken, die nie Mutterliebe gekannt haben und an die tausende von Frauen, die heute und immer allein sind, weil sie nie Mütter werden konnten oder durften. Gönnt den Kinderlosen einen Teil der Freuden einer Mutter; gönnt den Mutterlosen einen Teil der Liebe eurer Mütter! Auch dies ist eine Aufgabe, und nicht die unwesentlichste, des Muttertages!

Bertha Lehr.

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer

Copiryght by: Horn-Verlag. Berlin W 35

Tatsächlich holte er wieder einige Vögel herunter. Es war eine ganz anständige Leistung.

„Wollen Sie es jetzt versuchen?" Lawrence hielt mir die Waffe entgegen, die er von neuem geladen hatte.

Hier muß ich bemerken, daß weder der Millionär noch Milica wußten, daß ich jahrelang als der berühmte Bufallo Bellini Erfolge geerntet habe. Ich hatte zwar beiden einmal von meiner früheren Artistenlaufbahn erzählt, ohne jedoch mein eigentliches Fach zu erwähnen.

Lawrence hielt die Pistole noch immer in der ausgestreckten Hand. Ich machte keine Anstalten, danach zu greifen.

„So eitel?" fragte spöttisch der Millionär. „Fürchten Sie sich etwa zu blamieren...? Wir sind doch unter uns, und niemand erwartet von Ihnen, daß Sie es mir gleich tun? Ich bin schließlich der beste Schütze meines Klubs..."

„Aber Jerry, Du weißt doch, daß Herr Weindal einen noch nicht ganz geheilten Arm hat!" sagte ein wenig tadelnd Milica.

Der Millionär ließ die Waffe sinken.

„Entschuldigen Sie, ich habe wirklich vergessen, daß Sie einen verkrüpp...., will sagen, kranken Arm haben!" rief er.

Ich hätte dem eitlen, alten Mann den kleinen Triumph gegönnt. Aber das gemeine Wort, das ihm bestimmt nicht unbewußt entschlüpft war, empörte mich. Milicas Gesicht bedeckte eine leichte Röte. Ich griff wortlos nach der Pistole.

Lawrence, seiner Unbesiegbarkeit gewiß, rief zuvorkommend: „Warten Sie doch, bis die Vögel näherkommen!"

Ich hielt die Waffe in meiner Linken, mit der Rechten griff ich in die Tasche. Ich hatte nicht die Absicht, einigen Möven den Garaus zu machen.

Als ich meine rechte Hand aus der Tasche zog, hielt ich in ihr zwei Küpfermünzen. Lawrence und Milica blickten mich überrascht an. Ohne ein Wort warf ich die beiden Münzen hoch. Man konnte die senkrechte Bahn in der klaren Luft deutlich verfolgen. Ehe sie noch den Gipfelpunkt erreicht hatten, krachten meine Schüsse. Die beiden Münzen, getroffen, flogen in weitem Bogen steuerbordwärts ins Meer.

Der Gesichtsausdruck von Lawrence war nicht gerade geistreich. Endlich stammelte er: „Wie haben Sie das bloß gemacht...?"

„Furchtbar einfach! Ich zielte auf die Münzen und drückte ab. Alles andere geschah von selbst..."

Ich kostete meinen Triumph aus.

Doch als ich Milicas strahlendem Blick begegnete, schämte ich mich ein wenig. Schließlich hatte ich den beiden verschwiegen, daß ich ähnliche Produktionen viele Jahre täglich verrichtet hatte. Mit der rechten Hand vermochte ich damals sogar drei und vier Münzen zu treffen. Trotzdem freute es mich, daß mir das Kunststück gelungen war, denn, um ganz aufrichtig zu sein — es hätte ebensogut mißlingen können.

Kurz nach dem Diner kam es zwischen mir und Lawrence zu einem heftigen Auftritt. Bereits der unerwartete Ausgang unseres „Wettschießens" hatte den Millionär in eine reizbare Stimmung gebracht.

Nörgelnd und schimpfend hörte ich ihn das Schiff durchwandern. Sonst kümmerte er sich so gut wie gar nicht um die Führung des Schiffes; er verließ sich vollkommen auf den irischen Kapitän. Jetzt suchte er seinem Aerger Luft zu machen, indem er in der Vorderkajüte, im Maschinenraum und im Kartenhaus, wohin er seinen Fuß nie setzte, alles Mögliche beanstandete. Da er aber von Navigation keine blasse Ahnung hatte, ließ man ihn einfach reden.

Als ich zum Diner erschien, sah ich, daß Lawrence bereits eine Anzahl der starken schwedischen Schnäpse, die seinen Appetit anregen sollten, getrunken haben mußte.

Ich kannte ihn jetzt genügend, um an kleinen Anzeichen das Maß, oder richtiger Unmaß, der von ihm vertilgten Schnäpse ungefähr zu erraten.

Er aß ausnahmsweise wenig, dafür trank er umso mehr. Es herrschte während des Essens eine drückende Stille. Man hörte nur das leise Hantieren des Stewards. Noch ehe das Diner beendet war, erhob sich Lawrence.

Ich dachte, er würde nicht mehr zurückkehren, und ich atmete erleichtert auf.

Die Gegenwart des steifen und korrekten Stewards erlaubte zwischen mir und Milica nur eine konventionelle, nichtssagende Unterhaltung. Als aber der Mann mit dem Geschirr den Raum verließ, ergriff Milica rasch meine Hand.

„Sind Sie böse?" fragte sie leise.

Was konnte ich darauf erwidern?

Daß ich ihr nicht böse, nur furchtbar enttäuscht war...

Ohne meine Hand freizugeben, kam Milica zu mir. Nun stand sie neben meinem Stuhle, unsere Köpfe berührten sich fast. In dieser Lage überraschte uns Lawrence.

Erst später kam mir der Gedanke, daß er glauben mußte, wir hätten uns geküßt.

Das Gesicht des Amerikaners färbte sich dunkelrot; einen Augenblick fürchtete ich, er könnte einen Schlaganfall erleiden. Er öffnete den Mund, wie um nach Luft zu schnappen. Seine Augen sprühten Haß.

„Schurke!", schrie er mir ins Gesicht.

Meine Fäuste ballten sich. Mein Blick suchte unwillkürlich die rechte untere Hälfte von Lawrences Kinn, wo in der nächsten Sekunde meine linke Faust landen mußte.

„Nicht doch!" flüsterte Milica.

Angst klang aus ihrer Stimme. Fürchtete sie sich für mich oder für Lawrence. Gleichwie. Meine Fäuste entspannten sich.

Ohne Lawrence auch nur anzublicken, schritt ich der Tür zu. Ich befand mich bereits außerhalb des Salons, als mich noch einige grobe Schimpfworte erreichten. Wutentbrannt schnellte ich herum, um den Kerl mit einem Faustthieb endlich zum Schweigen zu bringen. Er war größer und schwerer als ich, aber ich sah ihn bereits wie einen Sack zu Boden plumpsen.

Ich kam nur bis zur Tür.

Milica verstellte mir den Weg. „Tun Sie ihm nichts; er ist herzkrank", raunte sie mir zu.

Meinetwegen, dachte ich, obschon es in mir kochte. Denn Lawrence keifte noch immer. Die schwarze hagere Gestalt des Stewards tauchte jetzt auf.

Er zog sich gleich wieder zurück, doch ich sah noch den verächtlichen, ja angewiderten Zug in seinem reglosen Gesicht.

Das Toben des Millionärs hatte einige Männer der Besatzung herangelockt. Als ich an Deck erschien, stoben sie schleunigst auseinander. Der frische Wind tat meinem heißen Kopf wohl. Ich konnte wieder vernünftig denken. Ich war entschlossen, bis zur Landung in Beirut meine Kabine nicht zu verlassen.

12. Kapitel.

Nachdem ich vielleicht eine Stunde auf dem finsteren Deck brütend verbracht hatte, begab ich mich nach unten. Ich befand mich erst wenige Minuten in meiner Kabine, als ein leises Klopfen mich zusammenfahren ließ. Ich eilte zur Tür und öffnete sie. Vor mir stand Milica.

Ehe ich noch etwas zu sagen vermochte, betrat sie die Kabine und schloß schnell die Tür.

„Milica", flüsterte ich.

Unbewußt hatte ich sie so genannt. Wahrscheinlich merkte sie es gar nicht. Ihr schönes, regelmäßiges Gesicht war auffallend bleich. Ein leises, kaum wahrnehmbares Zucken um die Mundwinkel verriet ihre Erregung. Sie horchte einen Augenblick nach außen, dann sagte sie schnell: „Ich muß Sie unbedingt sprechen!"

Sie überhörte meine Einladung, Platz zu nehmen. Sie blieb an der Tür stehen, sich leicht gegen den dunkelblauen Samtvorhang lehnend.

„Ich weiß nicht, was Lawrence Ihnen über das Verhältnis zwischen ihm und mir gesagt hat. Es ist wahr, daß wir nur entfernt verwandt sind, aber er war es, der stets diese Verwandtschaft betonte, wenn ich mich weigerte, seine Geschenke und sein Geld anzunehmen . . . Ich weiß auch, daß er mich liebt, aber er ist mir gleichgültig . . .

Milica hatte rasch und erregt gesprochen, ohne mich dabei anzublicken. Mich ergriff ein freudiger Taumel. Es bestand für mich kein Zweifel mehr: Milica liebte mich!

Wozu sonst hätte ihre Erklärung gedient! Ich weiß nicht mehr, wie es geschah, aber auf einmal hatte ich sie in meinen Armen. Sie weinte leise. Später flüsterte sie: „Nicht wahr, Du nimmst mich mit . . .?"

Ihre Worte versetzten mich in die Wirklichkeit zurück.

„Milica, Du sollst es wissen: ich bin ärmer, als Du denkst", begann ich. Und da sie eine ungeduldige Miene machte, fuhr ich fort: „Nein, Du mußt mich anhören!"

Nun erzählte ich ihr von meiner früheren Artistenlaufbahn, von meinem Unfall, der meine Karriere vernichtete, und von dem Verlust meines Vermögens.

„Wenn ich in Beirut das Schiff verlasse, besitze ich gerade noch das Geld, um heimzureisen", schloß ich. „Ich mache mir keine Sorge um meine Zukunft. Aber es wäre unverantwortlich von mir, Dein Schicksal an meines zu ketten, solange ich mir nicht eine neue Existenz gegründet habe . . ."

Milica saß nun in einem der bequemen Ledersessel. Ihr leuchtender Blick wich nicht von mir. Meine Einwände machten auf sie nur einen geringen Eindruck.

„Gib' mir eine Zigarette", bat sie.

Ich reichte ihr mein Etui und gab ihr Feuer. Nach einem langen Zug aus der Zigarette sagte sie: „Ich glaube, Du unterschätzest Deine Fähigkeiten. Ich habe heute vormittag gesehen, was Du kannst . . ."

„Es ist sehr wenig im Verhältnis zu meinem früheren Können. Ich würde das Publikum bestimmt enttäuschen. Man erwartet von mir, einem Bufallo Bellini, viel mehr . . ."

„Tritt doch vorläufig unter einem anderen Namen auf!

Der Gedanke war gar nicht schlecht; ich wunderte mich, daß er mir nicht von selbst gekommen war.

Trotzdem blieben meine Bedenken. Ja, hätte nicht Milica bis jetzt in einer Atmosphäre von Luxus gelebt, ich hätte ihr zugetraut, sich mit einem einfachen Dasein zu bescheiden. So aber würde der Verzicht auf die gewohnten Annehmlichkeiten des täglichen Lebens ihre Liebe bald töten.

Zu dieser etwas skeptischen Auffassung glaubte ich mich durch eine reiche Lebenserfahrung berechtigt.

Ich sagte: „Daß mir das kleine Kunststück heute vormittag gelang, war Zufall. Ich benötige zumindest einige Monate, um wieder auftreten zu können. Im Augenblick weiß ich noch nicht, wovon ich während dieser Zeit leben werde."

„Ich besitze etwas Geld", erwiderte Milica. „Es wird für einige Zeit für uns beide reichen."

Sie sah, wie meine Miene sich verfinsterte. Ich hätte es vorgezogen zu verhungern, als vom Geld des Amerikaners auch nur einen Heller anzunehmen.

„Entschuldige", sagte Milica leise.

Plötzlich leuchtete ihr Antlitz auf. „Daß ich nicht gleich daran dachte!" rief sie.

Nach einem raschen Blick, als wollte sie sich überzeugen, daß kein unerbetener Lauscher uns hören könnte, fuhr sie mit gesenkter Stimme fort: „Du mußt die geraubten Juwelen finden!"

Ich starrte Milica verständnislos an.

„Weißt Du, warum meine Mutter nach Monte Carlo reisen wollte?"

Darauf konnte ich nicht antworten, und Milica erwartete auch keine Antwort.

Sie fuhr fort: „Meine Mutter wollte die von Williams versteckten Juwelen finden. Nicht der ausgesetzten Belohnung wegen — an die dachte sie gar nicht —, sondern um den von Williams angerichteten Schaden wieder gut zu machen . . ."

Auf meinen Lippen lagen gleich fünf Fragen.

Milica bat mich, sie in Ruhe berichten zu lassen.

„Wie ich Dir bereits erzählt habe," begann sie, „hat Williams die von meiner Mutter nach Europa gebrachten Schätze in München an sich genommen. Er hat ihr später erzählt, er habe die Kostbarkeiten, bis auf einen kleinen Rest, an einer sicheren Stelle in Verwahrung gegeben. Sie befänden sich in Monaco bei einem Kapitän im Ruhestand, den er, Williams, irgendwoher kenne und dem er vollkommen vertraue. Uebrigens habe der Mann keine Ahnung, was sich in dem kleinen wohlverschlossenen Koffer befände, den Williams ihm zur Aufbewahrung übergeben habe. Nach dem plötzlichen Tode ihres Freundes war der erste Gedanke meiner Mutter, die Juwelen zu finden und sie ihrem rechtmäßigen Besitzer zurückzugeben. Deshalb ist sie auch nach Monte Carlo gefahren, wo ich sie suchte, als wir uns trafen."

Nachdem Milica mir das alles erzählt hatte, wurde mir auch klar, wie Bolton auf die Idee verfallen war, an die Riviera zu fahren. Sicher hatte er bei Williams Leiche irgendwelche Aufzeichnungen gefunden, die einen Hinweis auf Monaco gaben.

Ich fragte nun Milica: „Und was soll ich bei der Sache? Wie soll ich Deiner Mutter helfen?"

„Du kennst meine Mutter nicht. Sie ist das hilfloseste Geschöpf der Welt. Nie wird sie ohne fremde Unterstützung den Mann finden, der den Koffer mit den Juwelen in Aufbewahrung hat. Das Fürstentum Monaco ist zwar nicht groß, aber zweifellos lebt dort mehr als ein ehemaliger Schiffskapitän oder -offizier. Denn meine Mutter konnte sich nicht genau entsinnen, ob Williams von einem Schiffskapitän oder einfach nur von einem Offizier gesprochen hatte. Du mußt gleich nach unserer Ankunft in Beirut nach Monte Carlo zurück. Meine Mutter zu finden, wird Dir leicht fallen, Du kennst doch jetzt ihren Namen. Triffst Du sie nicht an, dann nimmst Du eben allein die Nachforschungen auf. Findest Du einmal die Juwelen, erhältst Du zwanzigtausend Pfund! Bedenke doch — zwanzigtausend Pfund!"

„Und Deine Mutter?"

„Nie würde sie auf dieses Geld Anspruch erheben. Wir werden für sie schon sorgen. Weißt Du, wir kaufen für sie ein kleines Haus mit einem Garten und vielen Blumen, denn sie liebt Blumen über alles . . ."

Milica schien nun ihre Sorgen und Befürchtungen vergessen zu haben, sie plauderte fröhlich und unbekümmert, und ihre frohe Laune steckte langsam auch mich an.

Wir schmiedeten Pläne, wir bauten Luftschlösser, wie zwei große sorglose Kinder.

Da wähnte ich plötzlich leise Schritte zu vernehmen.

Sie verstummten vor meiner Kabine. Ich drückte den Zeigefinger an meine Lippen. Milica schwieg erschreckt. Die bange, drückende Atmosphäre war wieder da.

Leise schlich ich an die Tür. Ich horchte. Doch nur das ferne Stampfen der Schiffsmaschinen und das dumpfe Poltern der See gegen die Bordwand war zu vernehmen. Ich riß die Tür auf.